

# Janusz Szuber

## MEINHEIT – MOJOŚĆ

So sei es nun eine besondere Form des Recycling, wenn ich mir die Stadt erzähle, die Fragmente zusammentrage und sie neu komponiere, daraus wieder eine Erzählung entstehen lasse, in welcher tatsächliche Fakten und ihre Abwandlungen ein paralleles, gleichberechtigtes Leben leben, einander unterstützen, denn nur so, ohne die rigorosen Vorschriften eines Archäologen, eines Historikers oder eines Archivars, kann der Erzähler zu der Essenz von Zeit und Ort vordringen.

Sanok wurde für mich zum Zentrum der Welt. Ein privates Universum, in dem so gesehen alles passieren konnte und immer noch kann – und in dem die Stadt und die in ihr beheimatete Familientradition zu einem unentwirrbaren Zopf verflochten wurden. Und wenn das Possessivpronomen »mein« mehr bedeutet als nur eine grammatikalische Form oder einen rechtlichen Zustand, welcher den Besitz anzeigt, so wäre die »Meinheit« im weitesten ontologischen Sinne meine »Meinheit«, die sich aus eben diesem Ort ergibt, die nur hier entstehen konnte.

\*

Obwohl sich einiges aus der grauen Vorzeit angesammelt hatte, denn mütterlicherseits lebten die Ryłskis, die Witowskis, die Lewickis und sogar die Zachariasiewicz seit Urzeiten in der näheren und weiteren Umgebung von Sanok, so liegt die Epoche der Sachsen und der Sarmaten, die Zeit des »Haferadels«, bis zum Tode des Grafen Ksawery Krasicki 1844, zu weit zurück in der Erinnerung, und somit ist der Kontakt damit zu vage. Es wäre besser, diese Geschichten in die Sphäre der Märchen zu verbannen. Mein heimatliches Sanok beginnt in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als sich meine Ururgroßeltern Klara und Szymon Drewiński hier ansiedelten. Ganz zu Anfang des 20. Jahrhunderts kamen dann die Urgroßeltern Lewicki, dreißig Jahre später die Familie Szuber, alle von ihnen mit jeweils anderen Traditionen und familiären Verbindungen.

Meine Großeltern und die Zeiten ihrer k.u.k.-Jugend erschienen mir echter, endgültiger. Denn solange sie lebten – und sie lebten sehr lange –, waren meine Eltern, genauso wie ich, Kinder. Sie waren Kinder, denn sie hatten auch ihre Mama und ihren Papa; und ich zweifelte ihre Souveränität an, denn, solange sie ebenfalls auf ihre Eltern hören mussten und von ihnen abhängig waren, genauso wie ich von ihnen, waren sie nicht wirklich sie selbst.

Zu Anfang war das Goldene Zeitalter, mit Franz Joseph I., dem Habsburger Kaiser, der über viele Völker herrschte; die Mode verpflichtete, man trug Schnurrbart und Backenbart, meine Großeltern sprachen Polnisch, Deutsch, Russisch und verstanden sogar Jiddisch. Was soll man sagen? Es war, wie es sein sollte.

Jenem folgte das Silberne Zeitalter, silbern wie das schlangenförmige Abzeichen auf dem Kragen des Herrn Marschall Piłsudski. Meine Mutter besuchte das Emilia-Plater-Gymnasium und war leidenschaftlich in Clark Gable verliebt. Mein Vater-noch-nicht-Vater wurde Pilot, doch bevor er richtig anfangen konnte, war alles vorbei.

Das Zeitalter der Bronze und des Eisens schien kein Ende zu nehmen, also dachte man bei jeder sich bietenden Gelegenheit an die beiden vorangegangenen Zeitalter zurück. Und wenn ich einen Klaps auf den Po bekam, rügte meine Großmutter meine Mutter, dass sie bolschewistische Sitten zu Hause einführe. Wir wollten es nicht wahrhaben, doch schließlich mussten wir es akzeptieren: Das Sein bestimmt das Bewusstsein, Genius loci und Zeitgeist existieren nicht in Übereinstimmung oder – jeder sagte etwas Anderes – im Einklang mit den Propheten der Postmoderne.

\*

Der Platz des Heiligen Michael wurde nach dem Krieg in Marktplatz umbenannt, der Marktplatz in Platz der Oktoberrevolution. Der Platz des Heiligen Johannes wurde in Hanka-Sawicka-Platz umgetauft, obwohl diese in Sanok bereits eine eigene Straße hatte. Es gab eine Straße des 22. Juli, wie die Schokolade von Wedel, und statt der Jagiellonen-Straße gab es die Świerczewski-Straße, zu Ehren des Generals, der vor keiner Kugel in Deckung gegangen und kurz vor seinem Tode durch Sanok gefahren war und danach einige Stunden in seinem Sarg hier gelegen hatte. Als eines Tages ein Schüler, während er sich mit einem Zweiten und einem Dritten herumbalgte, absichtlich-unabsichtlich das Bildnis des »Patrioten und Internationalisten« von der Wand stieß, bekam der Sportlehrer einen Anfall und ließ eine Untersuchung durchführen, nach welcher der schuldige Schüler den Genossen General zum Glaser, Herrn Moskal, tragen und den Schaden aus der eigenen, leeren Tasche begleichen musste; er sollte für die Scheibe und für »subversive Umtriebe« bezahlen, wie der eifrige Sportlehrer die ganze Angelegenheit bezeichnet hatte.

\*

Ungefähr Mitte der zwanziger Jahre hatten die Gymnasiallehrer Rejnin, Dajewski und Lewicki den »Lehrerbuchladen« gegründet. Das Lokal in der Mickiewicz-Straße bestand aus drei Räumen und einem Hinterzimmer, das sich in Zukunft als äußerst nützlich erweisen sollte. Mit der Zeit konnte mein Großvater Stefan seine Kollegen auszahlen. Während des Zweiten Weltkrieges war der Buchladen nicht nur die Quelle des Einkommens unserer Familie. Die Deutschen suchten ihn auf, spielten aus Notenheften auf dem Klavier, andere stöberten in Büchern oder kauften Briefpapier; und im Hinterzimmer hielten polnische Lehrer vor kleinen Gruppen geheimen Unterricht ab, als wenn nichts wäre. Mein Großvater unterrichtete Latein aus Lehrbüchern, die noch vor dem Krieg in den Regalen gestanden hatten. Und Fremde hatten keine Chance dahinterzukommen, dass die jungen Leute, die in dem Buchladen ein und aus gingen, keine Praktikanten aus der Handelsschule waren.



\*

Diese Zeit nach dem Krieg zog sich noch durch weitere Jahrzehnte hindurch, als viele der mir nahestehenden Menschen eine Art Lebensentsagung praktizierten, die ihrer Meinung nach die einzige moralisch entschuld bare Haltung war angesichts dessen, was sie einst besessen hatten und was sie bisher gewesen waren. So war diese hehre Absage an das damalige Leben eine Reaktion der Gedemütigten und Verarmten auf all das, was während der fünf Kriegsjahre geschehen war, auf das, was mit der Roten Armee gekommen war und was ihre, wie sie stets geglaubt hatten, geordnete Welt in Beschlag genommen und brutal verdorben hatte.

Es gab damals kein Fernsehen oder Video, keine Waschmaschinen, Kühlschränke oder CDs. Nur bei besonderen Gelegenheiten fuhr man Auto, ansonsten SHL- oder WFM-Motorräder. Die Auserwählten auf ihren Motorrollern trennten sich nie von ihren schwarzen Sonnenbrillen und benahmen sich, als ob sie gleich als Komparsen in einem dieser italienischen Filme auftreten würden.

Die Saison, auf die alle warteten, begann mit dem ersten Schnee, und da erschien wieder der Teufel im Schaufenster des Ladens von Popek, in einem roten Waffenrock mit Orden und Bändern.

Der Straßenverkehr, am Tage schon kaum der Rede wert, erstarb am Abend völlig, bis auf die Durchgangsstraßen, die Rymanowska-, Świerczewski- und Lipiński-Straße. Kein Pferdewagen, kein Fahrrad, geschweige denn Autos. Um diese Zeit schob nicht einmal einer sein Holzwägelchen, nur hier und da kläfften die Hunde den Frost an. Wenn das Elektrizitätswerk den Strom abschaltete, brannten in den Häusern Petroleumlampen, seltener Kerzen. Wir fuhren mit Schlitten, mitten auf der Fahrbahn, und überfuhren mit den Kufen erfrorene Pferdeäpfel; manchmal geschah es, dass beim Bremsen mit den Absätzen der Pferdedung zusammen mit den Klumpen vereisten Schnees hochstob und uns ins Gesicht flog. Manche legten Holzbretter quer über die Schlitten, damit mehr Leute darauf Platz hatten; nur dass dann nicht alle die Fahrt zu Ende genießen konnten. Übrigens wurden diese kleinen Unfälle bewusst provoziert, wenn Mädchen bei diesen Schlittenrennen dabei waren – kaum eine trug damals lange Hosen, und Strumpfhosen waren noch nicht so verbreitet.

\*

Ich hatte ihn nur ein einziges Mal gesehen, dank meines Onkels Stefan Jarosz, Bio-Geograf an der Warschauer Universität, der mich wegen der dort ausgestrahlten Naturfilme mit ins Institut nahm. Der dort von ihm mit offensichtlicher Ehrerbietung begrüßte Herr hieß Mieczysław Orłowicz. Er starb ein Jahr nach meinem Onkel, obwohl er zwanzig Jahre älter als dieser war.

Ich nehme Doktor Orłowicz nur eines übel, und zwar eine halbe Seite in seinem »Reiseführer durch Galizien« von 1914; und da dies seine guten Gründe hat, möchte ich dieses Fragment als *corpus delicti* vollständig zitieren:

»SANOK. 174 km, 362 Meter ü. d. M. Vom Bahnhof in die Stadt 1 km, Droschke 80 Heller. Hotels: »Sanocki« von Mozotowski (6 Zimmer zu 2–3 Kronen), »Warszawski« und »Imperial« (10 Zimmer zu 2–3 Kronen) und von Hoch (16 Z. zu 2–6 Kronen). Restaurants: im Hotel von Hoch (Menü 1,40 K) und im »Imperial«. Kaffeehäuser: »Warszawska« (Jagiellońska-Straße). Konditorei: Peszkowski.

Obwohl dies eine alte Stadt ist, die einst eine Burg besaß, spielte Sanok in der polnischen Geschichte keine bedeutende Rolle. Heute zählt es mit seinen Vorstädten Posada Sanocka und Posada Olchowska 12.000 Einwohner. (6.300 Polen, 1.700 Ukrainer, 4.000 Juden). Sehr schön an einem steilen Hügel am Fluss San gelegen; über der Stadt dominiert vom Westen her der Mickiewicz-Berg mit einem Erdhügel, von dem man eine hübsche Aussicht hat. Die Stadt an sich ist schmutzig und uninteressant. In der ehemaligen Burg (angeblich von der Königin Bona erbaut), die an einem steilen Abhang über dem Fluss steht, befindet sich die Starostei. Daneben ein kleiner Park mit einem Kościuszko-Denkmal. Am Markt die Franziskaner-Kirche, bar jeglicher Sehenswürdigkeiten, in der 1417 die Ehe zwischen Jagiełło und Elżbieta Pilecka geschlossen wurde. Unweit des Bahnhofes in Posada Olchowska steht eine Waggon-Fabrik, die 800 Arbeiter beschäftigt; sie ist eines der größten Industrieunternehmen

im Lande. Man kann die Fabrik nach Anmeldung bei der Direktion täglich von 7–12 und 14–18 Uhr besichtigen.

Die Gegend ist bergig und eindrucksvoll, durch das breite Band des Flusses San abwechslungsreich gestaltet. Am Ufer gegenüber liegt Królewska Studnia mit der Ruine eines Jagdschlösschens und Olchowce mit einem Gestüt. Das San-Tal ist besonders zum Norden hin schön, wo der San bei Międzybrodzie eine malerische Schlucht bildet; 8 km weiter liegt das Städtchen Mrzygłód mit einer gotischen Kirche, von Jagiełto gestiftet.«

\*

Bei meiner Mutter und meiner Großmutter war die Lektüre der jüdischen Schriftsteller (Strykowski, Singer) verknüpft mit dem Bewusstsein von Schuld und Verlust, sie rief Nostalgie hervor. In unserer Provinz spürte man noch lange Jahre nach dem Krieg die geistige und materielle Leere – die Juden waren verschwunden, die »Aktion Weichsel« hatte die umgebenden Dörfer der ukrainischen Bevölkerung beraubt, zahlreiche Landadelssitze waren zerstört. Unter den Opfern des Holocaust waren Freundinnen meiner Großmutter, die, wie es sich für die Tochter einer deutschen Protestantin gehörte, eine eifrige polnische Katholikin war.

Eine legendäre Gestalt in unserer Familie und unserer Stadt war die Urgroßtante Teodozja Drewniska, die Gründerin des »Höheren Wissenschaftlich-Erzieherischen Instituts für junge Damen«. Der Historiker Edward Zajac schrieb in seinen »Skizzen aus der Geschichte Sanoks« Folgendes über sie:

»Ihre schönste Charaktereigenschaft war ihre Rechtschaffenheit. In dem Lehrinstitut gab es keine besser oder schlechter gestellten Kinder, alle wurden gleich behandelt. Für die vierundzwanzig Schülerinnen jüdischer Abstammung aus der Klasse, in der sie





Klassenlehrerin war, gab es auch sonntags Unterricht, denn an den Samstagen feierten die Juden Schabbes, und Frau Drewińska wollte, dass die Mädchen den vom Lehrplan vorgesehenen Stoff durcharbeiteten.«

Bei uns zu Hause tauchten immer wieder Namen auf, die ich einige Zeit später in dem aufwühlenden Roman »Matuga kommt« von Marian Pankowski gefunden habe:

»Es ging auf Matuga zu Herszl Wenig,  
es ging Motl Grinszpan und ging Bruch,  
es gingen Chaim Gurfajn und Szaje Trom  
und blieben nicht halten.«<sup>1</sup>

\*

Es scheint so selbstverständlich, im Hier und Jetzt zu sein, während ich über das Dort und Damals schreiben möchte. Über das Sanok der fünfziger Jahre, als ich, mit sieben oder neun Jahren, meine »Meinheit« vom Mickiewicz-Berg überblicken konnte. Im Norden Wójtostwo, Biała Góra, der Gebirgszug des Stone, Międzybrodzie, wo der San eine Schleife macht, Horodyszczce, Kopacz, Trepcza, dann Glinice, halb nach links drehen, dann Dąbrówka, am Waldrand Płowce, die »Halbviertel«-Parzellen auf den Buckeln der Felder, weiter vorne die Eisenbahnlinie, die Schrebergärten und die Menschen, so klein, dass man sie alle in einen Schuhkarton hätte stecken können.

Als ein weiteres jüdisches Haus abgerissen wurde, hieß es sofort, man habe dort Gold gefunden; und wenn wir die Jungs aus einer anderen Straße piesacken wollten, dann riefen wir ihnen: »Bandera! Bandera!« hinterher. Manchmal hatten wir sogar den Einfall, den Besiegten die Gaumen schwarz anzumalen, mit Tinte.

Der neue Radioempfänger blinkte mit seinem grünen Auge, aber »Voice of America« und »Radio Free Europe« konnte man besser auf dem alten »Pionier« aus Ebonit hören, wenn man den Empfang mit einer Zimmerantenne, also mit einer Drahtschleife, verstärkte, die unter der Decke verlief.

Jedes Jahr zur Feier des 1. Mai errichtete die Direktion der Petroleumfabrik, nicht weit von uns entfernt, eine für Sanoks Verhältnisse imponierende Dekoration: mal die Weltkugel, mal ein von innen beleuchtetes Modell des Warschauer Kulturpalastes und natürlich die von einer Lichterkette umgebenen, riesigen Portraits. Wer war da nicht alles, der ganze kommunistische Olymp, mit Bartwuchs und ohne. Die Maikäfer stürmten massenweise zum Licht und krochen dann dem, den sie gerade erwisch hatten, in die Haare, in den Hemdkragen, in die Ärmel.

\*

Einem glaubwürdigen Bericht eines der Teilnehmer zufolge hatte es Anfang des vergangenen Jahrhunderts in unserem Städtchen unter den k.u.k.-Gymnasiasten den (nicht

1 Marian Pankowski: Matuga kommt. Übersetzt von Walter Tiel. Pfullingen 1972.





sonderlich geistreichen) Brauch gegeben, dem angebeteten Mädchen einen Strauß Blumen aus dem Garten ihrer eigenen Eltern zu schenken. Dieser wurde nachts und unter vollkommener Geheimhaltung gepflückt und am nächsten Tag ganz offiziell vorbeigebracht und dem erfreut-überraschten Mädchen in die Hand gedrückt, mit allerlei galanten Worten – so wurden die geschädigten Eltern besänftigt. Dabei sollte man bedenken, welche Bedeutung Gärten zu jener Zeit hatten.

Die Familie des Apothekers hatte zwar einen scharfen Hund, dessen hündische Zuneigung die Herren Gymnasiasten allerdings erfolgreich mit Knochen und Rindermark gewonnen hatten. Und die Mauer um das Grundstück des Physikers, die mit Glasscherben bewehrt war, hatten sie mit Hilfe einer Pferddecke bezwungen. Diese Streifzüge unternahmen sie in Gruppen, zu dritt oder zu viert, dabei hielten sie sich an eine eiserne Regel: jede Nacht nur ein Garten und so wenig Schaden wie möglich. Und es gab eine beachtenswerte Methode, die ich anführen will, weil sie zeigt, dass Disziplin und Engagement der Grundstein einer jeden geheimen Organisation sind:

Vor den besagten Nächten banden sich die Schüler einen Strick an den großen Zeh und ließen ihn aus dem geöffneten Fenster heraushängen (meist aus dem Erdgeschoss der Studentenzimmer); und der diensthabende Kollege ging von Haus zu Haus und weckte die Verschwörer mit einem schmerzhaften Ruck.

»Auf Wiedersehen, meine Herren Gymnasiasten«, sagte ich. Und sie winkten mir mit ihren großen, nicht immer ganz sauberen Zehen zu, die alle in einem großen, gemeinsamen Fuß stecken, damit ich nicht mehr erkennen kann: wer? was? wessen?

*Aus dem Polnischen von Paulina Schulz*

»Meinheit – Mojość« sind Auszüge aus dem Band »Mojość«, Sanok 2005.

Fotografien von Władysław Szulc

© Miejska Biblioteka Publiczna im. Grzegorza z Sanoka w Sanoku